

Aus der Jugend eines Tunichtguts



aufgeschrieben von Ernst Eichholzer

Auswahl aus dem Buch

© Ernst Eichholzer 2017/18

Leseprobe 1

Woher die Kindlein kommen

An der Muota, von der Quelle im Bisisthal bis zur Mündung in den Vierwaldstättersee in Brunnen, wurden bei der Christianisierung der Bevölkerung alle Störche des Landes verwiesen. Daraufhin brach das Mittelalter aus. Die Säuglinge wurden von nun an von himmlischem Geflügel - Engeln des Herrn - den katholischen Familien ins Haus geliefert. Die abgefallenen Protestanten ennet den Mythen bestellten weiterhin bei den Klapperstörchen.

Wir aber, die katholischen Kinder im »Alten Lande Schwyz«, waren Geschenke des Himmels. Ich eines für eine alte Familie im Nidwässerviertel.¹

¹ In jenen Jahren ging das Gerücht um, der Mensch würde vom Affen abstammen. Mich nahm wunder, was der Vater dazu meinte: »Also diejenigen, die einen solchen Quatsch verbreiten, könnten sehr wohl Affen-Nachfahren sein. Wir für unseren Teil sind stolz darauf, Kinder Gottes zu sein.«

Leseprobe 2

Kinder der Schulstrasse

Es könnte sein, dass wir schon zur Schule gingen, als der Max Weber von seinem Vater das Luftgewehrli geschenkt bekam. Es gab ja einiges zu reden in der Nachbarschaft, dass man einem Buben eine so gefährliche Waffe zum Spielen gab. Wie leicht könnte einem ein Auge herausgeschossen werden! Schon Pfeilbogen sind gefährlich genug! Aber Vater Weber, Wunderdoktor der zweiten Generation, war schon immer ein gschpässiger Patron, dem sein Ruf bei den Nachbarn wurscht war. Und ein Waffennarr war er auch noch, als Jäger.

Die Schimpferei hat natürlich bewirkt, dass das Luftgewehrli zunehmend interessanter wurde. Und der Max hat uns, den Häsi Wiget, den Kari Janser und mich, obwohl wir um die zwei Jahre jünger waren, hin und wieder auch mal schiessen lassen. Zum Glück für die armen Vögel, die unser Vorzugsziel darstellten, waren wir nur mässig begabte Telensöhne oder die Waffe doch nicht so präzise, oder beides zusammen. Und die Bleikügelchen waren, wenig überraschend, immer im Nu verschossen. Wir behelfen uns daraufhin mit Silberpapierkügelchen. Mit denen konnte man sogar aufeinander - oder noch lieber - auf die andern schießen. Besonders die nackten Beine boten sich an. Das gab bildschöne Blaumassen! Einmal hat der Max den Häsi speziell schmerzhaft getroffen. Der war jedenfalls so wütend, dass er bei der nächsten Gelegenheit dem Max einen

richtigen Bolzen in den Steiss setzte. Die leichten Turnhosen boten dem Projektil kaum Widerstand. Nur noch die farbigen Härchen lugten aus Maxens Sitzfleisch. Es war also nicht gerade das vielbeschworene Auge, aber immerhin! Wo konnten wir den Max verarzten lassen, ohne ein Donnerhagelwetter oder sogar ein paar hinter die Löffel zu riskieren? Richtig, wir schlichen mit den allerschlechtesten Bubengewissen zu meiner Grossmutter. Die hat dann den Max auf dem Küchentisch mit einer Pinzette vom Bolzen befreit und mit einem Gutsch Jod das Einschussloch desinfiziert. Da hat dann der bisher tapfere Max doch kurz losgebrüllt. Es ist anzunehmen, dass das Verarzten qualvoller war als der Schuss selbst. Nachdem das ausgestanden war, war der Max selbstredend unsinnig stolz auf seine Kriegsverletzung!

Der Tag kam, da war es Max nicht mehr genug, bloss als Indianer aufzutreten. Er fühlte sich zu erhabeneren Gestalten hingezogen, solchen die von grossen Dichtern besungen werden. Ebendiese wieder zum Leben zu erwecken, war für ein paar Jahre sein Steckenpferd. Der Willi Epper war der Erste, den Max zum Mitreiten überreden konnte. Die beiden entwickelten einen Arbeitseifer, der dem hehren Ziele ganz und gar gerecht wurde. Mit zusammenramisierten Hölzern - Rundholz, Balken, Brettern - aus teilweise dubioser Herkunft, zimmerten die beiden, unermüdlich sägend und den Hammer schwingend, einen veritablen Anbau auf

der hintern Seite von Webers Haus. Das Holzgerippe, dank Verankerung an Webers Hauswand beinahe erdbebensicher, wurde mit einer Vielfalt von Textilien, die in Sachen Provenienz dem Holze in nichts nachstanden, zu einem Zelthaus ausgebaut, das sich, von der Architektur her, am Allerheiligsten im zweiten Tempel Jerusalems orientierte. Also eine Schuhschachtel, auf der vorderen Schmalseite der Eingang zum Zuschauerraum, flankiert von antiken Säulen, dargestellt von Doppellatten, an denen auch die Teppichvorhänge, die während den Aufführungen den Eingang lichtdicht verschlossen, angebunden werden konnten. Vor der gegenüberliegenden Wand - zur Verhüllung der Bühne vor dem Anpfeiff - ein weiterer Vorhang aus etwas leichteren Textilien, die vermuten liessen, dass der Max auf der blutten Matratze nächtigen musste. Dort, hinter dem Vorhang, wo in Jerusalem der leere Platz für die Bundeslade versteckt war, befand sich in Maxens Circus Maximus die Bühne, aus den besten Brettern geschreinert, die in Ingenbohl - vor dem Bau des Theaters - auf ungesicherten Baustellen gestapelt waren. Sie war riesig, die Bühne, sicher drei Meter breit und gut anderthalb Meter tief.

Zur Premiere fehlte kaum ein Kind aus der Schulstrasse. Annemarie, Bernadette, Häsi, Kari, ich mit Elisabeth und Hedwig, Vreni, Toni, Alois, Eugen, Marlies, Esther, Marieli, Rita, Antoinette, Ruedi, Jansers Zwillinge und die, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere, füllten den Zuschauer-

raum, nachdem sie fünf Rappen Eintrittsgeld bezahlt hatten.

Gut erinnerlich ist mir die »Wilhelm Tell« - Inszenierung, frei nach Schiller. Sehr frei nach Schiller, mit einer Prise Goethe angereichert. Bei den Protagonisten, allerdings, bin ich nur noch beim Tell sicher. Ist auch einfach, hier sicher zu sein. Wer anderes als der Max wäre für diese Rolle schon in Frage gekommen! Ob der Willi den Gessler oder den Walterli gab? Jedenfalls einer der Beiden. Den Andern könnte Kari gespielt haben.

Das Spiel begann. Der lächelnde See wurde übersprungen. Wahrscheinlich weil er zum Bade lud. Und das war erst am Samstag fällig. Nach Maxens Überarbeitung begann es gleich dramatisch:

Stimme aus dem Hintergrund, hechelnd, angst-erfüllt: *»Rettet mich vom Tode! Des Landvogts Ritter sind mir dicht auf den Fersen!«* Die in einen Kohlsack gekleidete Gestalt, die von hinter dem Vorhang rechts nach hinter dem Vorhang links huschte, wird in der nächsten Szene als des Tellen Buben Walterli auftreten.

Da ritt auch schon der böse Landvogt Gessler in eigener Gestalt auf die Bühne - auch von rechts. Gar herrisch anzuschauen, in seinem glänzenden Harnisch aus dutzenden aufgeschlitzten und glattgeklopften Konservenbüchsen. Sein Ross, der Jagdhund von Weber senior, den der fürchterliche Gessler zwischen seinen Beinen am Halsband mit auf die Bühne zerrte, bellte knurrig. »Ruhig!« Brüllte Gess-

ler und wieherte pferdeähnlich, gleichzeitig mit seinem Spiess auf die Bühnenbretter klopfend. Als bald fand er das Loch im Boden, wo er seinen Spiess reinstecken konnte. Er krönte den Bohnenstickel mit seinem grünen Filzhütchen, geschmückt mit einer Schwanzfeder von Frau Willis Güggele. Dann, in eindruckliche Positur gestellt, deklamierte er ins Publikum: *»Männer von Uri! Mit gebeugtem Knie und entblösstem Haupt habt Ihr diesen Hut zu ehren, als wäre es der König selbst!«* Und, bevor er sich hinter dem Vorhang versteckte: *«Ich selber will es sehen, ob einer wagt dies zu verwehren.»*

Nun ist das Bühnenbild zu beschreiben, bevor der grosse Auftritt kommt. Im Hintergrund vergoldete die Sonne eisgekrönte Berge, Täler und Schründen, gebildet durch die Falten im Leintuch, welche Reliefanmutung verliehen. Ein Drittel dieses liebrenden Bildes wurde verdeckt durch einen um einen halben Meter vorgelagerten Apfelbaum, teils als Bild, teils als Skulptur aus Pappmache dargestellt. Dass es ein Apfelbaum war, bekundete ein einsamer, rotbackiger Apfel, der am einzigen aus dem Bilde ragenden Ast hing. Beide Seitenwände der Bühne waren mit stattlichen Bürgerhäusern bemalt. So konnte man sich wahrhaftig einen Dorfplatz vorstellen. Und so ging es weiter:

Ferner Gesang, näherkommend. Eine Knabenstimme singt *»Mit dem Pfeil dem Bogen, durch Gebirg' und Wald, ...«* Holz klopft auf Holz, im Marschtakt. Tell und Tellensohn, die Älpler-Holzschuhe unter die blutigen Füsse angeriemet, stapfen

hinter dem Apfelbaum hervor auf den Dorfplatz. Es gelingt ihnen, beinahe wie das Telldenkmal in Altdorf auszusehen. »Sagt Vater, sehet ihr nicht, den grünen Hut auf dem Stickelspitz?« So Walterli zu seinem Ätti spricht. »Mein Sohn, es ist ein Gesslerstreich, mitnichten wir machen mit den Seich, nur der Landvogt ist blöd genug, zu glauben wir ehrten einen Hut.« Da stürmt der Gessler aus seinem Vorhangversteck: »Ihr habt dem Hut nicht Reverenz erwiesen! Verrotten lass ich Euch in meinen Verliesen!« Wie da der Walterli weint und schreit! Den Vater zu nehmen, sei nicht gescheit.

Und siehe da, das leuchtet dem bösen Landvogt ein. Eine Familie mehr aus der Staatskasse ernähren, würde seine Einkünfte schmälern. »Du bist ein Meister der Armbrust, Tell, beweis es mir auf der Stell' und schiesse diesen Apfel dort, von deines Buben Lockenkopf!«

So kam es zur Schlüsselszene, alle Darsteller auf der Bühne versammelt. Walterli vor dem Apfelbaum, die Berner-Rose über seinem Haupte schwebend. Der Tell, so weit in der Ferne wie es möglich, kramt zwei Pfeile aus dem Köcher, steckt den einen in die Hosentasche, lädt den andern in die Armbrust. Der böse Landvogt steht daneben und versucht ein böses Grinsen. Weil Mutter Weber sich unter Aufbietung ihrer geballten Autorität gegen ihren Sohn durchgesetzt hatte, waren die Pfeilspitzen mit Korkzapfen entschärft. Gegen Maxens Argument, dass der Pfeil im Apfel stecken müsse. Das sei auch bei

Schiller so vorgesehen. Mutter Weber ging Sicherheit vor Werktreue.

Gottseidank! Den trotz des Tellen vielgerühmten Treffsicherheit traf der Pfeil nicht den Apfel, sondern die Birne des armen Walterli! »Au, du Süü-cheib!« schreiend stürzte er sich auf den Tellen und setzte einen wohlgezielten, weitausgeholtten Schwinger auf dessen Kürbis. Dann schrie er ins Publikum: *»Ihr kennt den Schützen, suchet keinen Andern!«*

So kam es nicht zum »einig Volk von Brüdern«.

Leseprobe 3

Finanzhaushalt

Vater gab Mutter am Zahltag, der beim Bund am zwanzigsten des Monats war, ihr Haushaltsgeld. Sie verteilte das Geld in die Fächer eines Holzkästchens das »Meyers Modeblatt«, zusätzlich zu den Schnittmusterbögen, vertrieb. Die Abteile waren mit den Haushaltsposten angeschrieben, die in einer Familie anfallen: Lebensmittel und Getränke, Kleider und Schuhe, Bücher und Heftli, Radio und Telefon, Spenden und Geschenke, Unvorhergesehenes. Eines der Kinder schickte sie mit einem Nötli und einer Münzliste zum Wechseln in die Raiffeisenkasse, damit sie die Abteile auf den Rappen genau bestücken konnte.

Hauszins, Versicherungen, Krankenkasse, Steuern und Strom bewirtschaftete der Vater.

Wenn der Ernährer im Garten am Pflanzen war, forderte er von der Herrin über die Haushaltskasse das Geld für Samen und Setzlinge. Verdächtig oft hatte diese jedoch kein Münz im rechten Fach und der Gläubiger konnte nicht herausgeben. Als Buchhalter aus Berufung konnte Vater sich bis zum Gehtnichtmehr aufregen, wenn Mutter sich weigerte, die Setzling aus einem anderen Fach zu berappen, um ihre Kästli-Buchführung nicht durcheinanderzubringen. Einen Schuldschein des einen Faches an ein anderes, kam für sie umsverrecken nicht in die Kränze. Der Streit endete üblicherweise mit Vaters Drohung, die dereinst ausgewachsenen Salat- oder Kohlköpfe zu Marktpreisen in Rechnung zu stellen. Mutter blieb unbeeindruckt und empfahl ihm bestenfalls, die Setzlinge zu beschildern, damit er später sein Gemüse erkennen könne.

Umgekehrt gefahren wurde mit den Telefonspeisen. Das Familienoberhaupt argumentierte: »Wenn ich telefoniere, geht es ohne unnötiges Geschwafel ruckzuck zur Sache; auf Wiederhören; und aufgehängt. Wenn du mit deiner Verwandtschaft oder einem redeseligen Weibervolk telefonierst, hörst du den ganzen Jammer ab, den sie sich von der Seele reden. Und mit deinen Ratschlägen und Trostworten bist‘ auch nicht gerade sparsam. Ergo bist du diejenige, welche den Apparat fast ausschliesslich nützt. Also übernimmst du auch die finanzielle Verantwortung. So kannst du selber entscheiden, welchen Anteil vom Haushaltsgeld du verplodern willst.« So landete der knapp budgetierte Betrag für

Telefonate im Radiofach von Mutters hölziger Haushaltkasse. Seinem rigiden Gerechtigkeitsinn frörend, regelte der Alleinverdiener des Familieneinkommens weiterhin: Wenn er innerhalb der Verwandtschaft - ruckzuck - telefonierte, ging es zu Lasten seines Guthabens am Telefonbudget. Wenn er für die Partei oder den Arbeiterverein oder die Konkordia - selbstverständlich auch ruckzuck - telefonierte, stoppte er die Zeit und zahlte die Gesprächskosten Mutter bar aus. Und zwar mit Münz, sonst wurde die Gebieterin über die Geldtruhe fuchsteufelswild.

Ein neues Haus, fünf Kinder, Vater offiziell Alleinverdiener - gut, Mutter schneiderte nicht nur für ihre Kinder, sondern gegen eine lächerliche Gage auch für ein paar Kunden aus dem Dorfe - da war Bares immer knapp. Unser Glück war es, dass Mutti wie schon s'Grossmutti eine einfallsreiche und begabte Köchin war, die viele einfache und günstige Gerichte chüschtig zubereitete. Fleisch gab es für gewöhnlich einmal pro Woche am Sonntag, wo's auch Butter auf's Brot gab. Köstliche, aus den Beeren und Früchten unseres grossen Gartens selbst gekochte Konfitüren kamen jeden Morgen auf den Tisch und waren auch zum Abendessen üblich, nachdem der aufgewärmte Rest vom Mittagessen ausgeputzt war. Kutteln, Grick und Schweinsleber, manchmal auch ein paar Wursträdel, ergänzten sporadisch den Wochenspeiseplan. Saisongemüse und Salate waren immer reichlich im Garten zu

ernten. Die sterilisierten Bohnen, Rübli, Gurken, Birnen, Apfelschnitze, Zwetschgen und Anderes, was der Garten hergab, reichten über den Winter und Frühling, bis das nächste Gartenjahr wieder Früchte trug. (Als wir im Herbst 1963 aus Ingenbohl weg-zogen, verschenkten wir über 400 Bülachergläser, die meisten mit 2 Liter Fassungsvermögen.) Für die Einlagerung der Gummeli und Äpfel hatten wir im Keller dafür angefertigte Holzgestelle. Schubladen vom Boden bis zur Decke für die Äpfel, eine tiefe Bucht für die Gummeli. Der kiesbedeckte Kellerboden war um etwa anderthalb Meter in die Erde abgesenkt, wodurch der Raum annähernd 4 m hoch wurde. Das Aussortieren angefaulter Äpfel für die Schnitzliproduktion alle zwei Wochen, und das Entkeimen der Gummeli im gleichen Takt, war einer meiner Winter-Zeitvertreibe.

Kurz gesagt: Wir hatten immer genug und gut zu essen. Sicher sogar gesünder, als wenn Geld wie Heu zur Verfügung gestanden hätte. Und wenn wir mal einen unmässigen Glust auf Süssgebäck hatten, tauschten wir mit den Lucke-Kindern ein Konfibrot gegen einen alten Nussgipfel oder eine betagte Cremeschnitte.

Einmal im Jahr, so sicher wie Weihnachten und ähnlich Weihnachten: der Besuch von Tante Mina und Onkel Martin (Jüngster Bruder meines Grossvaters von Mutters Seite). Sie bestanden auf dem immergleichen Menü mit einer Suppe zum Voraus,

dann Wurstweggen im Blätterteig mit Erbsli und Rüepli und zum Dessert gebrannte Creme mit Gugelhopf. Einmal, als der Besuch schon weiter zu Göttis Familie in der Schulstrasse gezogen war, fragte Vater nach den Erbsli und Rüepli, die bisher immer dazu gehört hatten. »Ich Lappi, habe sie im Ofen vergessen!«, rief Mutter und rettete die Ausgetrockneten wenigstens für die Hühner. Für uns Kinder weihnachtete es beim Besuch der Spiezer aber, weil die für jedes Kind eine ganze Schokolade mitbrachten, für jedes eine, und erst noch eine Kilo-Schachtel »Karamell Muh!« von der Migros, bei der Mutti zwar nicht einkaufen durfte, schon wegen der Konkordia und weil der Tutti ein verkappter Sozi war, die Tante Mina aber schon; die kaufte ja in Spiez ein, wo uns niemand kannte, und nicht in Ingenbohl, wo wir uns hätten schämen müssen.

Trotzdem, das Geschacher um mehr Haushaltungsgeld begleitete meine Kindheit. Vater sagte er könne nicht, Mutter weigerte sich, das zu glauben, bis er ihr endliche einmal sagen würde, »wo wir finanziell stehen«. Jahrelang weigerte sich Vater pickelhart, mit der Buchhaltung rauszurücken. Schliesslich intervenierte mein Götti als Schlichter und brachte seinen Schwager dazu, die häuslichen Finanzen offen zu legen - unter der Bedingung, dass mein Götti bei der Offenlegung dabei wäre, um seinen Erklärungen, von Kaufmann zu Kaufmann, beizupflichten.

Dass Götti seinem Schwager eine untadelige Geschäftsführung attestierte, milderte das seiner Schwester zusätzlich aufkommende Leiden keineswegs. Sie musste erfahren, dass wir nicht nur bei der Raiffeisenkasse Hypothekarschulden hatten, sondern auch beim Sattler Steiner und beim Möbelhändler Studiger. Dieser hatte - ungefragt - Vater das gleiche Angebot gemacht wie der Sattler Steiner. Weil Vaters Ruf in Sachen Seriosität schon fast an Heiligkeit grenzte, war es für beide Geschäftspartner eine vorteilhafte Abmachung. Die solventen Gläubiger kamen zu einem höheren Zinsertrag als auf der Bank, Vater - umgekehrt - konnte alles Geld auf dem Zinsniveau einer ersten Hypothek besorgen.

»Man muss sich ja schämen, getraut sich kaum mehr auf die Strasse,« jammerte die Hausfrau weinend. Da half auch das Zureden ihres Bruders nichts, obwohl ihr im Allgemeinen eine Immoos-Meinung mindestens das Doppelte galt, gegenüber einer Eichholzer-Meinung.

Güdisdienstag, Kinderfasnacht. Unsere Mutti in ihrem Element. Aus dem reichen Fundus an Altkleidern und Fasnachtskostümen auf dem Estrich, angepasst und aufgehübscht von der professionellen Schneiderin, die sie war, hat sie nicht nur uns, sondern auch Nachbarskinder für den Umzug am Nachmittag ausstaffiert. 1954 waren es Schängel Märchis Kinder und mein Blutsbruder Bloody Fox, die von ihr zusammen mit uns verkleidet und geschminkt

wurden. Mich als Zwerg, Elisabeth als angenähertes Biedermeier-Kind. Der Ruedi spielte gekonnt einen Fecker, der Kari, wie er es auch s'Jahr über tat, den Räuberjäger Bloody Fox. Rita und ihr Bruder Päuli hatten ihren Auftritt als alte Damen.



Fasnacht 1954: Päuli, Rita, Kari, Elisabeth, Ernst, Ruedi
Im Hintergrund links das alte Schulhaus mit der Wohnung des Schulabwarts Märchi im Dachstock.

Mutti musste dieses Jahr auf den Umzug verzichten und bei unserem jüngsten Schwesterchen Veronika zu Hause bleiben, das vor bloss einem Monat von Englein bei uns einlogiert worden war. Ich, der ich über das Herstellungsverfahren der Kindlein Bescheid wusste, hatte mit meinem Götti eine

Schokolade gewettet, dass der Himmel ein Einsehen haben, und mir endlich, nach drei Schwestern, ein Brüderchen beschert werde. Verloren. Götti, als Sieger, tröstet mich mit der gewonnenen Schokolade.

Elisabethli, ein Jahr jünger als ich, hatte noch den felsenfesten Glauben an die Kinderzuteilung durch das himmlische Geflügel. Veronika wurde uns präsentiert wie ein Weihnachtsgeschenk. Vater öffnete die Stubentür, und da stand der Stubenwagen, aus dem wir alle die ersten Wochen unseres Lebens nach Muttermilch oder trockenen Windeln geschrien hatten. Und da drin lag nun das nagelneue Schwesterchen, hatte blaue Äuglein und blonde Härchen. Wie ich. Mir zum Trost. Elisabethli warf bloss einen kurzen Blick auf das verschrumpelte Bébé und stellte fest: »Das ist nicht mein's. Mein's kommt noch. Ich habe für ein Negerli gebetet.« Das hat man halt davon, wenn man seinen Kindern eintrichtert, dass jedes Gebet erhört werde, wenn man nur fest genug bete! Elisabeth wurde mit einer riesengrossen Negerpuppe, die sie Bumba taufte, befriedet aber nicht befriedigt.

Im darauffolgenden Jahr, am Gütisdienstag 1955, führte s'Mutti ihren Nachwuchs geschlossen, allesamt verkleidet und geschminkt, sogar s'Vroneli im Kinderwagen, Richtung Brunnerdorf. Als unsere Rotte aus der Bahn-Unterführung auftauchte, sah Mutti, auf der anderen Seite der Bahnhofstrasse, den

Möbelhändler Studiger, Arm in Arm mit seiner Frau, auch unterwegs zum See runter. Mutti machte rechtsumkehrt, überlies ihre vier ältesten Kinder dem Schicksal und floh mit Veronika zurück in unser Haus mit den unbezahlten Studiger-Möbeln.

Leseprobe 4

Über die Mischehe

Mein Götti war der älteste Bruder meiner Mutter, fast zwei Meter lang, brandmager und der liebste Götti, den man sich vorstellen kann. Immer hatte er ein Zwänzgi übrig für eine Glace oder ein Zwänzgerstückli oder vier Fünfermöcken vom Lucke. Alle Kinder hatten ihn gern, für seine Grosszügigkeit. Mutti sagte, er sei ein »Chrämli«, der an keinem Kiosk vorbeigehen könne, ohne was zu »chrämli«.

Wenn er Gemeinderatssitzung hatte, durfte ich beim Grossmutti schlafen, damit sie keine Angst hatte, wenn mein Götti spät nach Hause kam. Das war aber nur eine Ausrede, damit Däddi nicht dem Mutti wüst sagte, wenn ich nicht daheim schlief. Denn manchmal hatte mein Götti gar keine Sitzung und dann spielte er mit dem Grossmutti und mir das Hütchenspiel oder sonst was Spassiges. Aber manchmal fand ich es nicht lustig, dass s'Grossmutti mit dem Götti chipete, wenn er mich nicht gewinnen liess.

Weil mein Götti noch nicht verheiratet war, durfte er mit Frauen, die auch nicht verheiratet waren, Ausflüge machen. Mit dem Dampfschiff

nach Flüelen oder in den Tierpark nach Goldau und nachher zum Essen ins Bahnhofbuffet. Einmal sogar zu Fuss über die Schiltene nach Sisikon. Das war schon ein Chrampf, aber dafür hat mir der Götti auch ein Micky-Maus-Heft gekauft, welches ich aber dem Däddi nicht zeigen durfte, weil es ein Schundheftli ist. Der Götti sagte, der Däddi hätte schon recht, aber es sei nur ganz wenig Schund, und Däddi brauche ja nichts davon zu wissen.

Das war nämlich so: Wenn der Götti Ausflüge mit Frauen machte, nahm er fast immer den kleinen Ernstli mit. Grossmutti sagte, das sei zur Unterhaltung, weil der Seppi nicht wisse, was er mit den jungen Weibsbildern reden solle. Ich wusste das eigentlich auch nicht, aber der Götti hat mich dummes Zeug gefragt, weil er meinte, dass das Fräulein über meine Antworten lachen könne.

Mit der Frau Salzladen-Steiner sind wir ein paar-mal ausgeflogen. Und dann musste ich erfahren, dass sie es auch ohne mich taten. Jawohl.

Die Frau Steiner war kein Fräulein, sondern eine junge Witwe, die von ihrem Mann mitsamt dem Salzladen hinterlassen wurde. Für solche Frauen gab es jetzt eine Hinterlassenen-Versicherung. Die zahlte auch dem Grossmutti einen Monatslohn, aber nur einen ganz kleinen. Dafür hatte s'Grossmutti fünf Kinder, meine Mutti und die meisten Onkel oder Tanten von mir, und die alle gaben ihr auch zwanzig Franken jeden Monat. So konnte s'Grossmutti manchmal ein Salametti kaufen, von dem ich auch

ein Räderli oder zwei bekam, und alle Bücher ausleihen in der Pfarrbibliothek für 20 Rappen und zwei Wochen Zeit, sie zu lesen. Das war wegen den Leuten, die langsam lasen. S'Grossmutter brauchte alle Wochen mindestens zwei neue Bücher.



Vor «'s Salzlade-Steiners»: um 1910

Das mit dem Salzladen war eine gute Sache. Für die Frau Steiner. Damals konnte man nur im Salzladen Salz kaufen. Das war nämlich ein Regal. Nicht ein Brett eines Gestells, nein, ein Gesetz, das niemandem als der Frau Steiner erlaubte, in Ingenbohl-Brunnen Salz zu verkaufen. Und dem sagt man Regal. Hat mir der Götti erklärt. Und Mutti hat mir erklärt, dass die Frau Steiner protestantisch sei. Und der Götti sie nicht heiraten könne, weil das eine schwere Sünde wäre. Ich konnte mir die Sünde nicht

so recht vorstellen, weil die Frau Steiner immer so lieb mit mir gewesen ist. Aber weil ich zu klein war, um das zu verstehen, wäre es wohl eine schwere Sünde geworden, wenn der Götti sie geheiratet hätte. Hat er aber nicht, weil alle im Dorf sagten, ein katholisch-konservativer Gemeinderat kann keine Protestantin heiraten. Sonst ist er nicht mehr katholisch-konservativ. Und dann hörte ich einmal am Abend, als Däddi nach Hause kam, wie er dem Mutti halblaut erzählte, die Frau Steiner habe man in Hosen gesehen. Und der Hammer sei, dass der Reissverschluss der Hose nicht auf der Seite, sondern vorne gewesen sei. Wenn Däddi dem Mutti etwas halblaut erzählte, wollte er, dass keines seiner Kinder das mithören konnte. Und wenn man es trotzdem hörte, war es besser, nichts dergleichen zu tun. So habe ich selbst überlegt, wie genau das ist:

Wenn eine Protestantin einen katholisch-konservativen Gemeinderat heiratet, ist das für sie keine Sünde, aber für den Gemeinderat eine schwere.

Wenn ein Protestantin Hosen trägt und der Reissverschluss ist auf der Seite, dann ist das etwas, was eine katholische Frau nie im Leben machen würde, aber für die protestantische Frau nur unanständig und noch keine Sünde.

Wenn ein Protestantin Hosen trägt und der Reissverschluss ist vorne an der Hose, da wo die Männer den Hosenlatz haben, dann ist das auch für eine Protestantin Sünde. Aber was nützt es einem protestantischen Weibsbild, wenn sie den Reissver-

schluss auf der Seite der Hose hat und darum nicht sündigt, wenn man gar nicht sicher ist, dass eine protestantische Person die nicht sündigt in den Himmel kommt?

Das waren schwierige Fragen, die ich aber für mich behielt, weil es ja doch wieder bloss geheissen hätte »Du bist ein vorlauter Bub, der gescheiter besser folgen würde, statt dumme Fragen zu stellen!« Aber die Hauptsache war ja, dass die vereinigten Gebete der ganzen Gemeinde und der hochwürdigen Herren die sündige Eheschliessung verhindert haben. Ich vermutete, dass sogar die »Barmherzige Schwestern vom heiligen Kreuze« mitgebetet hatten, weil der Götti auch im Schulrat war, bevor er Gemeinderat wurde.

Leseprobe 5

Endlich selber lesen

Im Laufe des zweiten Semesters schloss Schwester Floriana mit mir einen Stillhalte-Pakt. Währendem sie die Knöpfe in den Leitungen der Armen im Geiste zu lösen versuchte, durfte ich lesen, musste dafür aber diejenigen, die für sich das Menschenrecht auf Dummheit in Anspruch nahmen, unaufgeheitert den Qualen des Lernens überlassen. Der Althaus hatte es noch besser, der durfte lesen ohne Gegenleistung, weil der immer brav war, auch ruhig hockte, wenn er das Pensum verdaut hatte, derweil die anderen noch am Schlucken waren. Schwester Floriana hielt uns beide für charakterlich ausreichend gefestigt, um uns »Das Rösslein Hü« zumuten

zu können. Weil es von Benziger & Co. A.G., Einsiedeln, verlegt wurde, war es aus katholischer Sicht garantiert unbedenklich. Allerdings dünkten mich »Seine lustigen und gefährlichen Abenteuer« weder besonders lustig noch gefährlich. Immer wenn ich ein ganz, ganz lieber Bub war - also ungefähr alle zwei Wochen - hat mir Däddi vor dem Einschlafen nämlich ein Kapitel aus »Old Surehand« vorgelesen. Der hat im Llano estakado ganz andere Abenteuer erlebt, von denen eine Klosterfrau natürlich keine Ahnung haben konnte. Aber selig war ich, sehr selig, dass sich die Welt der Bücher öffnete. Ich war begierig darauf, Bücher wie die von Karl May selber zu lesen. Denn die langen Zeitabstände zwischen Däddis Vorlesungen waren kaum auszuhalten.

Immerhin trug der Pakt mit der Lehrerin Früchte: Für das zweite Semester gab mir die Erw. Sr. Florianiana mit dem elastischen Gewissen alles Einsenoten - nur beim »Betragen« hat sie »Ruhe« dazugeschrieben und 1- vergeben. Diese Eins-bis reduzierte meine Belohnung auf ein Pfadimesser; für Alleseins waren mir 30 Franken versprochen. Traurig darüber war ich nicht. Das Bargeld hätte ich ohnehin ins Raiffeisen-Bankkässeli stecken müssen. Da war mir der Pfadihegel eigentlich lieber.

Leseprobe 6

Die Erw. Sr. Fonsegügi

Es muss wohl so gewesen sein, dass die fast täglichen Züchtigungen durch Eltern, Lehrer und Seelenhirten, die bevorzugt den Kari und mich

trafen, uns nicht nur hornhäutige Arschbacken und empfindungsarme Ohrmuscheln bescherten. Sie müssen auch ihren Nutzen ins Gegenteil umgemünzt haben. Wenn die Abschwarterei schon unerlässlicher Bestandteil der christlichen Kinderaufzucht war, so sollten die Kinder wenigstens was davon haben. So muss unser Denken gewesen sein. Wie sonst wäre es möglich, auf eine so hirnrissige Idee zu kommen, wie die mit dem Fonsegügi?

Die Erw. Schwester Alfonse war eine von den vielen deutschen Klosterfrauen, die während des Krieges dem »Regulierten Dritten Orden des heiligen Franziskus von Assisi« beigetreten und in Ingenbohl gelandet waren. Die Sr. Alfonse muss in ihrem Vorleben im Deutschen Reich eine höhere Ausbildung genossen haben, denn sie wurde, kaum in der Innerschweiz angelandet, zur Ökonomin des Klosters der »Barmherzige Schwestern vom heiligen Kreuze« berufen. Damit war sie die höchste Vorgesetzte aller ziviler Angestellter des Klosters.

Nebenbei fand sie noch Zeit - oder wollte sie den Kontakt zum irdischen Leben nicht verlieren? - stellvertretend für kranke Schulschwestern, die Mädchen aller Schulklassen in den verschiedensten Fächer zu unterrichten. Die gelehrte Allrounderin pflegte die Schulstunden als Examen, nicht nur der Mädchen, sondern auch der kranken Lehrerinnen, zu gestalten. Dabei wanderte sie zwischen den Bankreihen auf und ab und quittierte fehlerhafte Antworten mit einem Boxhieb auf die Oberarme der Schülerinnen in zarter Mädchenblüte. Die Armen! Da versteht

man, dass sie die Erw. Sr. Alfonse »Boxmaschine« nannten. Oder »Fonsegügi«, was ich nicht verstehe, aber schön finde.

Die Klosterstrasse, die vom Schulhausplatz, am Klostergaden vorbei, mit einem sanften Schwung und mässiger Steigung auf den Klosterhügel führt, war so von Obstbäumen gesäumt, dass sie die Anmutung einer Allee hatte. Herbstanfang. Kari und ich hocken auf einem Birnbaum und verpflegen uns mit saftigen, reifen Theilersbirnen. Neben den schönen, glustigen hingen auch viele schon teige oder angefaulte Früchte um uns herum. Da kam die immer verbitterte Klosterökonomin vom Schulhaus dahergewackelt, die stets mürrische und nie zufriedene Chefīn von Karis Vater, der sich schon oft im Kreise der Familie über den schwarzen Drachen beklagt hatte.

Sie bemerkte uns, als die ersten faulen Früchte auf ihre Haube klatschten. Sie befahl den »ungezogenen Flegeln, unverzüglich runter zu kommen« und vor ihr Stellung anzunehmen, um eine der Untat angemessene Anzahl Ohrfeigen zu empfangen. Ich empfahl ihr, zu uns raufzuklettern, die Aussicht sei sehenswert. S'Fonsegügi schäumte, sie kenne uns, der strengen Bestrafung würden wir nicht entgehen.

Da hatte sie recht. »Unverzüglich« wie sie uns vom Baum runter haben wollte, stürmte sie den Hügel hoch und in die Schreinerei-Zimmerei des Klosters, um den alten Kari Janser heimzuschicken, damit er »unverzüglich« den jungen Kari Janser

züchtige und den Vater des zweiten Übeltäters zu gleichem Tun anrege.

Die Züchtigung selbst war Routine.

Das Schicksal hatte uns auserwählt, s'Fonsegügi zum zweiten Mal aus himmlischer Höhe zu sichten. Vom Theresianum zum Klosterfriedhof mit der Theodosius Florentini Statue, an der Lourdesgrotte vorbei, führte ein Waldweg, der von Thuja-Riesen-Lebensbäumen gesäumt war. Diese hatten wir als Rutschbahn erlickt. Die regelmässigen Äste mit den weichen langen Nadelbüscheln, unten weit ausladend, oben gegen die Spitze hin zulaufend, bildeten die Form eines vollkommen Kegels. Man konnte aus beliebiger Höhe rausspringen und auf dem Astwerk runterrutschen. Dass wir - diesmal war auch der Häsi dabei - von Mal zu Mal mutiger wurden, musste ja sein. Als wir nur noch ein paar Meter hochzuklettern hatten, um die Spitze zu erreichen, schätzte ich unsere Höhe über Grund auf mindestens 10 Meter. Kari wollte 2 Meter Zugabe. Der Häsi spuckte im hohen Bogen aus dem Baum raus auf den Boden und errechnete - auf Grund der Flugzeit nach einer geheimen Formel - dass wir mindestens 16 Meter hochgeklettert seien.

Als der Bruderzwist auszuarten drohte, tauchte die Silhouette einer Klosterfrau bei der Lourdesgrotte auf. »Darauf warten wir schon lange, der wollen wir einen tüchtigen Schrecken einjagen!« Welch Himmelsgeschenk! Der Riesenpinguin ent-

puppte sich als die Erw. Sr. Alfonse. »Fonsegügi!«, schrien wir im Chor und einer knapp hinter dem anderen sprangen der Häsi, der Kari, der Eichi aus dem Thujabaum raus und rutschten der Erw. Dienerin Gottes vor die Füsse.

Ihr kalkweisses Gesicht kontrastierte auf das Gefälligste mit dem rabenschwarzen Tschador, die Augäpfel drohten aus den Höhlen zu fallen, sie hechelte nach Luft. Ich glaube, nochmals ein paar faule Theilersbirnen aufs gesalbte Haupt wären ihr angenehmer gewesen.

Leseprobe 7

Im Entlebuch

Dass die erste Abfütterung immer aus Rösti und Milchkaffee - oder dem was auf dem Eyhof so genannt wurde – bestand, habe ich schon erwähnt. Nach dem Nachtessen blieben alle am Tisch sitzen und Marie stellte einen grossen Kübel mit Hültscheummeli¹ auf den Tisch. Währenddem nun die beiden Frauen den Abwasch machten, zogen die Sitzengebliebenen die Haut von den Erdäpfeln. Dazu beteten alle gemeinsam den Rosenkranz. Und nach dem Rosenkranz die Litanei zu allen Heiligen, angereichert um einige bäuerliche und lokale Selige. Es war an einem Abend, als sich Schosef für die Probe der Feldmusik ins Gala stürzte. Die Tür zum Eheschlafzimmer stand offen, damit der fromme Hausherr beim Umziehen mitbeten konnte. Der Rosenkranz war abgeleiert, das Litaneien kam in

¹ Pellkartoffeln

Schwung, die religionswahnsinnige Schwester der Meisterin übernahm das Vorbeten, wir respondierten:

Herr erbarme Dich! Christus erbarme Dich!

Heiliger Abraham. Bitte für uns.

Heilige Maria, Mutter Gottes. Bitte für uns.

Heiliger Josef. Bitte für uns.

Unser Josef fühlte sich angesprochen und kam in die Wohnküche, in Sonntagshosen und weissem Hemd, die Krawatte um den Hals gehängt, aber nicht gebunden. Für den Knoten war Marie zuständig.

Heiliger Nikolaus von der Flüe. Bitte für uns.

Alle heiligen Märtyrer. Bittet für uns.

ZACK! Josef erschreckte die frommen Beter durch einen heftigen Tritt gegen die Bodenriemen. Da sahen wir es auch: ein freches kleines Hausmäuschen versuchte, dem nach ihm stampfenden Josef zu entfleuchen.

Heiliger Antonius Eremita. Bitte für uns.

Josef hatte sein Opfer in die Ecke neben der Schlafzimmertür getrieben. Wir beteten in höchster Not.

Heilige Perpetua und heilige Felicitas. Helft ihr – äh – bittet für uns.

Das Mäuschen, in seiner Todesangst, flüchtet ins rechte Rohr von Josefs Sonntagshose.

Heilige Maria Magdalena. Bit.....

»Du verdammtes Sauvieh!« Respondierte Josef, bevor wir unsere frommere Bitte anhängen konnten. Er hielt sein Hosenrohr unter dem Knie mit beiden Händen zusammen. Seine Schwägerin Agnes erleichte ob dem sakrilegischen Benehmen ihres Schwestermannes. Aber unbeirrt betete sie weiter:

Jesus, sei uns gnädig. Herr, befreie uns.

Josef holte mit der Rechten aus, die Maus mit einem finalen Schlag zu ermorden. Doch eine Hand war zu wenig, das Hosenrohr mausdicht zu verschliessen. Das Mäuschen war schon über dem Knie, als Josef mit einem gottlosen Fluch auf die eigene Kniescheibe hieb.

Von allem Bösen. Herr, befreie uns.

Das Nagetierchen bedrohte nun mit seinen scharfen Zähnchen Josefs Samenbank und damit die künftige Übermacht der Katholisch-Konservativen über die Liberalen im Entlebuch.

Erfülle uns mit Liebe und Barmherzigkeit. Wir bitten Dich, erhöre uns.

»He, Marie! Hilf!« Das war Josef, ganz alleine, ohne Vorbeterin. Marie half. Praktisch wie eine Hausfrau eben ist. Sie zog dem um seine Manneskraft bangenden Gatten die Krawatte vom Hals und band sie ihm um den Oberschenkel. Josefs Angst schwand, soldatischer Mut entquoll seinem klopfenden Herzen. Mit beiden Händen zerquetschte er

die Angreiferin in seinen Sonntagshosen. Ein paar Bluttröpfchen sickerten in seine handgestrickten, schafwollenen Socken.

Dass die Eheleute fest bleiben in Treue. Wir bitten Dich, erhöre uns.

Leseprobe 8

Und führe uns nicht in Versuchung

In einem Neubau, wo die Eigentümer bereits eingezogen waren, hatten wir das Treppengeländer anzuschlagen. Das verlangte einiges mehr als eine horizontale Balkonbrüstung. Den Eigentümer kannte ich recht gut, er war ein Altherr des Gesellenvereins. Seine wohlgerundete Frau hatte ich bisher nur an einem Gesellenabend kurz gesehen. Nun war sie die, welche uns das Znüni servierte, mit dem obligaten Kaffee-Schnaps. Nach der Pause musste Robi in die Werkstatt zurück, um eine Hilfskonstruktion anzufertigen, mit dem wir das Geländer für die Montage fixieren konnten. Er hiess mich warten und ein paar kleineren Arbeiten erledigen. Die Hausherrin leistete mir Gesellschaft, erzählte von den Badeferien in Rimini. »Komm mit hoch, ich zeige Dir die Ferienfotos«. Etwas gehemmt folgte ich der Tante, die ich übrigens immer noch per Sie ansprach, war sie doch sicher schon bald mal dreissig Jahre alt. Sie hatte das Fotoalbum kurioserweise im Schlafzimmer. Wir hockten uns aufs Ehebett, sie ungezwungen vollärschig, ich verkrampft an der Kante. Sie tat, als ob sie

meine Befangenheit nicht bemerkte, rutschte, mit dem Fotoalbum auf den Knien, näher zu mir. Die Bilder zeigten meist sie, im knappem Badekostüm, das ihren Body vorteilhaft zur Schau stellte. Ob sie mir auf den Fotos gefalle, fragte sie. Und ich spürte ihren Oberschenkel an meinem Oberschenkel und zwischen meinen Oberschenkeln einen, der es in Sachen Härte mit dem uringehärteten Spiralbohrer hätte aufnehmen können. Aber ich dachte an ihren Mann, für den ich mich schämte – ja für ihn, nicht für sie – und an den Meistergesellen Robi der jeden Augenblick wiederauftauchen konnte. Also entsagte ich. Und bedauerte meine Askese während all den Wochen, in denen mich die Badenixe in Tag- und Nachträumen heimsuchte. Noch nie hatte ich unter einer sündigen Tat auch nur annähernd so sehr gelitten, wie unter dieser Abstinenz.

Einer meiner besten Freunde, Wilhelm Busch, wusste es:

*Doch schmerzlich denkt manch alter Knaster,
Der von vergangen Zeiten träumt,
An die Gelegenheit zum Laster,
Die er versäumt.*

So durchflutete mich diese Erkenntnis schon in Jünglingsjahren und ich bemühte mich lebenslang, schmerzlichen Rückbesinnungen im Alter vorzubeugen.